

# »... und das Unglück wurde abgewendet.« Oder: Von der Kraft der Geschichten

*Anmerkungen zur Begegnung zwischen Chassidismus, Psychoanalyse und Pastoralpsychologie*

MICHAEL KLESSMANN

»Wenn Rabbi Israel ben Elieser, der Baal-schem-tow, sein Volk vom Unglück bedroht sah, pflegte er einen bestimmten Teil des Waldes aufzusuchen und dort zu meditieren. Er entfachte ein Feuer, sagte ein bestimmtes Gebet, und das Wunder geschah, das Unglück wurde abgewendet.

Später, als sein Schüler, der berühmte Maggid von Mesritsch, aus den selben Gründen Gelegenheit hatte, beim Himmel Fürsprache für sein Volk einzulegen, ging er an dieselbe Stelle im Wald und sagte: »Herr des Weltalls, höre! Ich weiß nicht, wie man ein Feuer anfacht, aber ich weiß das Gebet noch zu sagen.« Und wieder geschah das Wunder.

Sein Nachfolger, der Mosche Löb von Sasow, sagte, als er in den Wald ging, um sein Volk zu retten: »Ich weiß nicht wie man ein Feuer entfacht, auch kenne ich das Gebet nicht, aber ich weiß den rechten Ort noch, und das muss genügen.«

Schließlich fiel die Aufgabe, das Unglück abzuwenden, dem Rabbi Israel von Rizin zu, der zu Hause im Lehnstuhl sitzend, den Kopf in die Hand gestützt zu Gott sprach: »Ich kann kein Feuer entfachen und ich weiß das Gebet nicht; nicht einmal die Stelle im Wald kann ich mehr finden. Ich kann gerade noch die Geschichte erzählen, das ist alles, es muss genügen.« Und es genügte. Gott schuf den Menschen, weil er Geschichten liebt.«<sup>1</sup>

Sprache schafft oder zerstört Wirklichkeit, Geschichten heilen oder vernichten, wenden Unglück ab oder beschwören es herauf – diese Einsicht, hinter der tiefe und vielfältige Lebens- und Glaubenserfahrungen stehen, gehört zu den Grundbeständen der hebräischen wie der griechischen Bibel. Gleichzeitig ist diese Erkenntnis schon zu biblischen Zeiten, erst recht aber seit der Aufklärung heftig bestritten worden: Es sind eben »nur« Worte, die gesprochen werden; was können sie ausrichten gegen die Tat? »Ich kann das Wort unmöglich so hoch schätzen!« ruft Goethes Faust. Ange-

1 Zitiert nach *Sheldon B. Kopp*, *Triffst du Buddha unterwegs ...*, Hamburg 1978, 23f.

sichts einer abstrakten Wissenschaftssprache mag diese Kritik in besonderem Maß gelten.

Die Frömmigkeit des Chassidismus, diese Strömung osteuropäisch-jüdischer Mystik des 18. Jahrhunderts, räumt dem Herzen und seinen Regungen, den Gefühlen, Vorrang ein vor der Gelehrsamkeit des Kopfes. Chassidische Geschichten aktualisieren biblische Geschichten, greifen die jahrtausende alten Lehrtraditionen der jüdischen Schriftauslegung auf und setzen sie fort in einer Weise, dass der Mensch mit »ganzem Herzen und ganzer Seele« (Dtn 6,5) angerührt und ergriffen wird. »Alle chassidischen Lehren sind in Geschichten und Parabeln enthalten – niemals in trockener Dogmatik oder abstrakter Didaktik.«<sup>2</sup> Martin Buber hat das im Vorwort zu der von ihm herausgegebenen Sammlung der Erzählungen der Chassidim so formuliert: »Das erzählende Wort ist mehr als Rede, es führt das was geschehen ist faktisch in die kommenden Geschlechter hinüber, ja das Erzählen ist selber Geschehen, es hat die Weihe einer heiligen Handlung.«<sup>3</sup> Im Hintergrund steht die Auffassung, dass die Sprache eine Emanation aus Gott ist; aus der Sprache wiederum ist die Welt geworden: Die Welt als Sprache ist ein einziger großer Text<sup>4</sup> – das Leben hängt daran, dass man diesen Text verstehen und deuten kann.<sup>5</sup>

Es spricht Einiges dafür, dass Sigmund Freud durch seinen Vater noch etwas von der Atmosphäre des Chassidismus miterlebt hat. Freuds Vater Jacob wurde 1815 in Tysmenitz in Ostgalizien geboren, einem Ort, der als Sitz einer Dynastie von chassidischen Rabbis bekannt war.<sup>6</sup> Sein Sohn hat einmal bemerkt, der Vater habe die ersten zwanzig Jahre unter dem Einfluss des Chassidismus verbracht, auch wenn er sich später an den Ideen des aufgeklärten Judentums orientierte.<sup>7</sup>

In jedem Fall: Sigmund Freud hat gegenüber der akademischen Psychologie seiner Zeit, die vorrangig das Bewusstsein und den bewussten Willen untersuchte, die Bedeutung der unbewussten Triebkräfte und Emotionen sowie der Sprache für den ganzen Menschen, für Krankheit und Heilung des Leibes und der Seele wieder entdeckt. Mit Hilfe der Sprache, durch erzählendes, emotional gefülltes Erinnern, kann es gelingen, ins Unbewusste verdrängte, neurotisierende Wirklichkeitskonstruktionen bewusst zu machen, sie damit ihres störenden Potentials zu berauben

2 *Pinchas Lapide*, Von der Heiligung des Alltags und der Erneuerung des Bewährten, in: Ev. Akademie Baden (Hg.), *Der Chassidismus*, Karlsruhe 1996, 10.

3 *Martin Buber*, *Die Erzählungen der Chassidim*, Zürich 1949, 5.

4 Vgl. *Karl-Erich Grözinger*, *Jüdische Mystik*, in: *Der Chassidismus*, 1996, 37.

5 Vgl. *Leon Wurmser*, *Ideen- und Wertewelt des Judentums. Eine psychoanalytische Sicht*, Göttingen 2001, 108ff.

6 So *Max Schur*, *Sigmund Freud. Leben und Sterben*, Frankfurt a.M. 1973, 39.

7 *Marianne Krüll*, *Freud und sein Vater*, in: *Freiburger Universitätsblätter*, 1983.

und zu einer neuen und veränderten Aneignung der eigenen Lebensgeschichte zu kommen.

Die in den USA schon in den 1920er Jahren entstandene und in den 1970er Jahren in Deutschland übernommene und veränderte Pastoralpsychologie hat gerade an diesem Punkt entschieden von S. Freud gelernt. Eine pastoralpsychologische Perspektive versucht, bevorzugt die Emotionalität des Menschen und ihre unbewussten Strebungen in ihren Auswirkungen auf religiöse Kommunikationsprozesse zu berücksichtigen. Glaube als Vertrauen, als Loslassen, als Sich-Empfangen ist verwoben in die Gefühlswelt. *Ein Weg*, auf denen ein Mensch die eigenen verschlungenen Emotionen besser kennen lernen kann, besteht im Erzählen und damit Re-Inszenieren der eigenen (religiösen) Biographie. Im Erzählen erfahre ich, wer ich bin, im Erzählen und im Austausch darüber mit Anderen konstituiert sich Identität, kann Unbewusstes bewusst werden und sprachlichen Ausdruck gewinnen. Eigene Geschichten werden angeregt und kritisch konfrontiert durch fremde Geschichten; die Begegnung mit dem Fremden enthält die Chance, nicht im Eigenen stecken zu bleiben. Offenbar berühren sich an diesem Punkt chassidischer und psychoanalytischer Zugang. Das Leben erscheint als Text, den es zu rekonstruieren und zu verstehen gilt. Aber dieses Verstehen ist notwendig un abgeschlossen, ständig eröffnen sich neue Auslegungsperspektiven, je nachdem wann, wo, zu wem und wozu eine Geschichte erzählt wird. Auslegung ist prinzipiell unendlich.

An dieser Stelle schiebe ich eine kurze biographische Reminiszenz ein: Als ich im Verlauf meines Theologiestudiums begann, mich für Psychologie und speziell Pastoralpsychologie zu interessieren, fielen mir die von Martin Buber herausgegebenen »Erzählungen der Chassidim« in die Hände. Meine anfängliche Faszination von der Lebendigkeit und Weisheit dieser Geschichten vertiefte sich, als ich einen Teil meiner gestalttherapeutischen Ausbildung bei einem jüdischen Therapeuten aus den USA absolvierte, der ein Meister darin war, Geschichten zu erzählen (chassidische Geschichten und Geschichten aus dem Traditionskreis der Sufi-Mystik) und mit ihrer Hilfe im therapeutischen Prozess entweder konfrontativ neue Bewegung anzustoßen oder einen längeren Prozess noch einmal bildhaft zusammenzufassen.

### *Was leistet eine Geschichte?*

Geschichten regen zum Dialog an – mit sich selbst, mit anderen, mit Gott. Was später einmal kommunikatives Lernen hieß, ist in den chassidischen Geschichten vorweggenommen. Geschichten haben keine unmittelbare Nutzenanwendung, sie stimulieren die Eigenaktivität des Hörers; er/sie soll und darf sich selbst Gedanken machen. Geschichten sind vielfach deutbar, ihre Deutungsvielfalt spiegelt die Strittigkeit im Verstehen des Lebens und des Glaubens. Damit regen Geschichten zur Auseinandersetzung um diese Vielfalt und Strittigkeit an und ermuntern zum Weiterdenken. Geschichten vermitteln eine Ahnung, dass Wahrheit sich nicht in Tat-

sachenwahrheit erschöpft, sondern existentielle Aussagen macht. Geschichten eröffnen ganzheitliches Verstehen, sie rühren die Emotionen an, bewegen das Herz. Und Geschichten laden zum Weiterspinnen ein: Was wäre gewesen, wenn ...? Die Phantasie soll sich entfalten.

Das Verständnis von Lehren und Lernen im Chassidismus kann man als Vorläufer sehen für das, was zweihundert Jahre später die Psychoanalyse, die humanistische Psychologie (z.B. Erich Fromm, Fritz Perls, Ruth Cohn) und in ihrem Gefolge wiederum die Pastoralpsychologie zu praktizieren suchen. Zwei Punkte erscheinen mir im Blick auf die Ähnlichkeit dieser didaktischen Ansätze besonders wichtig:

– In der Lehre werden Fallgeschichten erzählt, Krankengeschichten, Lebensgeschichten, Glaubensgeschichten; in der Auseinandersetzung mit diesen Geschichten, im Versuch, sich ihnen anzunähern, sich in ihre Dynamik hinein zu begeben, erschließen sich Einsichten nicht nur über den »Fall«, sondern auch über sich selbst, über das eigene Leben, den eigenen Glauben. Auf den ersten Blick erkenne ich in der fremden Geschichte nur das, was ich von mir selber schon irgendwie weiß; in der tieferen Auseinandersetzung beginnt die fremde Geschichte, den eigenen Horizont zu weiten und zu differenzieren.

– Die von Freud entwickelte Methode der freien Assoziation, die auch in der pastoralpsychologischen Didaktik eine wichtige Rolle spielt, greift zurück auf hermeneutische Prinzipien jüdischer Schriftauslegung, speziell der Kabbala, die wiederum den Chassidismus beeinflusst haben.<sup>8</sup> Existentielles Verstehen ereignet sich in der freien Begegnung zwischen zwei oder mehr Menschen; im spielerischen Kontakt formen sich anfänglich vielleicht unsinnig erscheinende Assoziationen zu einer bedeutungsvollen Gestalt, plötzlich schält sich ein überraschender Sinn heraus. Gleichzeitig ist dieser Sinn nicht der einzig mögliche; in einer anderen Begegnung kann er eine andere Ausdrucksgestalt gewinnen.

»Rabbi Mendel erzählte: ›Chassid bin ich geworden, weil es in meiner Heimat einen alten Mann gab, der hat Geschichten von Zaddikim erzählt. Er hat erzählt, was er wusste, und ich habe gehört, was ich brauchte.«<sup>9</sup>

In der pastoralpsychologisch ausgerichteten Seelsorgeausbildung und ihrer Gruppenarbeit haben wir viel erzählt, regelrechte Erzählworkshops veranstaltet und darin biblische, chassidische und auch Sufi-Geschichten verwoben mit den Lebens- und Glaubensgeschichten der Teilnehmenden. Eine Geschichte löst die andere aus: Durch die Begegnung mit fremden Geschichten werden eigene wach, die einer bisher »vergessen« hatte, Erinnerungen tauchen auf, bisher vernachlässigte und übersehene Seiten des Lebens und des Glaubens werden sichtbar.

8 Vgl. *David Bakan*, *Sigmund Freud and the Jewish Mystical Tradition*, New York 1969, 75ff.

9 *Buber* (s. Anm. 3), 774.

Ich erzähle in einer Gruppe die Geschichte vom Versteckspiel:

»Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, spielte einst mit einem anderen Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck; aber der andere war nirgends zu sehen. Nun merkte Jechiel, dass jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: »So spricht Gott auch: »Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.«<sup>10</sup>

Wir sprechen über die Geschichte; plötzlich sagt Klaus, ein Mitglied der Gruppe: »Als ich vielleicht acht Jahre alt war, habe ich mich mit einem anderen Jungen zusammen vor meinem Vater versteckt. Wir hatten mit den Kaninchen gespielt und eins war uns dabei entwischt, wir konnten es nicht wieder einfangen. Ich hatte einen sehr strengen Vater, der mich oft geschlagen hatte. Ich wusste, ich würde am Abend, wenn er nach Hause kam, eine kräftige Tracht Prügel kriegen. Ein alter Mann aus unserer Nachbarschaft fand uns in unserem Versteck, wir erzählten ihm ängstlich unsere Geschichte. Da nahm er mich bei der Hand und ging mit mir zu meinem Vater. Ich musste erzählen, was passiert war, und dann sagte der alte Mann, während er mir über den Kopf strich, zu meinem Vater: »Er ist ein guter Junge! »Schon in Ordnung«, brummte mein Vater – wir haben dann zusammen das Kaninchen wieder eingefangen.« Klaus ist bewegt über diese (vergessene) Entdeckung; sie verdeutlicht ihm, dass in seinen Kinderjahren offenbar nicht nur Strenge und Strafe gewaltet haben, wie er bisher meinte, sondern dass es auch unerwartete und unverdiente Güte gab.

»Was nicht erzählt werden kann, ist nicht das Evangelium« hat Helmut Tacke einmal kühn formuliert.<sup>11</sup> Man muss es erleben, dass im Erzählen Befreiung und Heilung liegen kann; ich habe es aus den Erzählungen der Chassidim gelernt.

10 *Buber* (s. Anm. 3), 191.

11 *Helmut Tacke*, Glaubenshilfe als Lebenshilfe, Neukirchen-Vluyn 1975, 109.